Ausgabe Groß-Berlin

Einzelpreis 10 Pfennig

Deutsche Allgemeine Zeitung

Berlin, 12. November 1930
Mittwoch Abend

Chefredakteur: Dr. Fritz Klein. Verlag und Schriftleitung: Berlin SW 68, Ritterstraße Nr. 50. Fernsprecher: Dönhoff 8937—8949. Telegramm-Adresse: Nordzeit. Postscheck-Konto: Berlin Nr. 107941. Bank-Konto: Darmstädter und Nationalbank. Depositenkasse: Berlin SW 68, Friedrichstraße Nr. 46

DAZ

Die „DAZ" erscheint wöchentl. zwölfmal. Bezugspreis monatl. 4.35 RM d. eig. Boten. Durch d. Post 4.35 RM monatl. einschl. 0.60 RM Postzeitungsgeb. Hierzu Bestellgeld. Anzeigenpreis: 0.40 RM. Fam.-Anz. u. Stelleng. 0.25 RM die 27 mm br. Millim.-Zeile. Bei unverschuld. Nichtbelieferung besteht kein Anspruch auf Vergütung

69. Jahrgang
Nr. 530

12. 11. 10 Pfennig

Wollen die Gewerkschaften die Kohlenpreissenkung gefährden?

Die Arbeitszeit im Ruhrbergbau

pl. **Essen**, 12. 11. (Eigenbericht)

In den heute morgen unter dem Vorsitz des Schlichters, Regierungsrat Professor Brahn, eröffneten Einigungsverhandlungen beharrten die Gewerkschaften auf ihrer Forderung nach einer Verkürzung der Arbeitszeit von 8 auf 7 Stunden. Die Forderung wurde von dem Zechenverband abgelehnt, weil jede Verkürzung der Arbeitszeit eine Steigerung der Selbstkosten mit sich bringen würde, die bei der überaus schlechten wirtschaftlichen Lage des Ruhrbergbaus, die ja gerade eine Senkung der Selbstkosten dringend erforderlich macht, untragbar ist.

Eine Herabsetzung der Arbeitszeit würde die beabsichtigte Preissenkung für Ruhrkohle unmöglich machen und würde in erhöhtem Maße die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie beeinträchtigen.

Die Einigungsverhandlungen werden auf Vorschlag des Schlichters in einem kleinen Kreise, der aus je sechs Herren von beiden Seiten besteht, fortgesetzt werden. Wird hierbei keine Einigung erzielt, so soll dieser kleine Kreis als Schlichtungskammer die Angelegenheit entscheiden.

Der Reichsratsausschuß beschloß am Mittwoch, es beim 1. April als Termin für den Beginn der Kürzung der Beamtengehälter zu belassen.

Polizei im Vorhof der Universität

Im Vorhof der Berliner Universität kam es wie schon gestern, so auch heute vormittag zu Studentenkrawallen. Einem Mitglied der Sozialistischen Studentenschaft, das am Eingang in der Dorotheenstraße Flugblätter verteilte, wurden diese von einem nationalsozialistischen Studenten entrissen. Es kam zu Tätlichkeiten, und im Anschluß zu Ansammlungen der nationalsozialistischen Studenten im Vorhof der Universität. Als die Polizei erschien, wurde sie mit gellenden Pfiffen empfangen. Kampflieder wechselten mit höhnischen Zurufen auf die Beamten ab. Die Polizei verhielt sich zunächst außerhalb des Universitätsgartens abwartend, bis um ½1 Uhr der diensthabende Offizier die Anweisung gab, die Ansammlungen zu zerstreuen. Mit dem Gummiknüppel in der Hand drangen die Beamten in den Universitätsvorhof ein und zerstreuten die nationalsozialistischen Studenten. Dabei wurden eine Reihe von Zwangsgestellungen vorgenommen.

Reichspräsident v. Hindenburg empfing heute den neuernannten columbianischen Gesandten Dr. Laureano Gomez sowie den Ministerresidenten von Haiti Dr. Petion Boncy zur Entgegennahme ihrer Beglaubigungsschreiben. An dem Empfang nahm der Reichsminister des Auswärtigen Dr. Curtius teil.

Der Preisabbau wird durchgeführt

Die Reichsregierung ist entschlossen, ihre Sanierungs- und Ankurbelungspolitik ohne Rücksicht auf die in den letzten Tagen aufgetretenen Widerstände fortzusetzen und zum Erfolg zu führen. Das gilt nicht nur für die bereits in den Parlamenten befindlichen Arbeiten; heute nachmittag tritt der Haushaltsausschuß des Reichstags zur Beratung der Notverordnung zusammen, und gleichzeitig tagen die Reichsratsausschüsse, die am Mittwochvormittag das Gehaltskürzungsgesetz in zweiter Lesung berieten und bisher alle Aenderungsanträge ablehnten.

Das gilt erst recht für die Bestrebungen zur Senkung des Preisniveaus. Das Kabinett hat hierfür einen besonderen Ausschuß unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Dr. Brüning eingesetzt, dem ferner der Reichsfinanzminister Dietrich, der Reichsernährungsminister Schiele, der Leiter des Reichswirtschaftsministeriums Staatssekretär Dr. Trendelenburg, und der preußische Handelsminister Dr. Schreiber angehören.

Zu dem Arbeitsbereich dieses Ausschusses gehören alle akuten Wirtschaftsfragen, auch das preußische „Arbeitsbeschaffungsprogramm", obwohl es die Frage der Finanzierung bekanntlich offengelassen hat.

Das Reichsernährungsministerium will, wie wir ankündigten, seine Bemühungen, die Lebensmittelpreise zu senken, mit allem Nachdruck fortsetzen. Da man keinen gesetzlichen Weg beschreiten will oder kann, muß man die Verständigung mit den Spitzenverbänden zu erweitern suchen. Natürlich muß sich die Regierung dabei darauf verlassen können, daß nach Treu und Glauben gehandelt wird. Sie erhebt gegen die Brotfabriken den Vorwurf, diesen Grundsatz nicht befolgt zu haben. Mittwochvormittag hat die Vertretung des Berliner Bäckergewerbes — wie wir auf Seite 2 berichten — die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß die über 4000 Bäcker in Groß-Berlin restlos entschlossen seien, sich den Vereinbarungen mit ihren Spitzenverbänden anzupassen, den Brotpreis also entsprechend herabzusetzen oder das Brotgewicht zu erhöhen. Die gleiche Bereitschaft, sich der Gesamtaktion einzufügen, ist nochmals vom Fleischerverband ausgesprochen worden.

Zur Zeit schweben weitere Verhandlungen für die Neugestaltung der Obst- und Gemüsepreise. Auch bei der Milch soll die Spanne noch weiter herabgesetzt werden. Hier sind gewisse Schwierigkeiten aufgetreten, die darin bestehen, daß die Molkerei Bolle und die Stadtgüter G. m. b. H. an den bisherigen Verhandlungen noch nicht beteiligt waren.

Am Mittwochnachmittag finden neue Besprechungen mit den Milchhändlern im Reichsernährungsministerium statt.

Frankreichs Kriegsfurcht

Von unserem Berichterstatter

fs. **Paris**, im November

Von Deutschen, die man in Paris trifft, wird man nach kürzester Zeit gefragt, ob es denn wirklich wahr sei, daß die Franzosen einen nahen Krieg mit Deutschland fürchten: Man kann diese Frage nur mit einem glatten Ja beantworten. In der Tat braucht man nur ein Weilchen mit einem Franzosen zusammen zu sein, und er wird die Frage eines möglichen kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich anschneiden. Auf einer Eisenbahnfahrt, die ich kürzlich zu unternehmen hatte, waren drei Personen im Abteil, eine Dame, ein Herr und ich. Mit dem Herrn kam das Gespräch im Seitengang alsbald auf die Kriegsmöglichkeit. Als wir beide ins Abteil zurückgekehrt waren, wandte sich die Dame an den französischen Herrn, um seine Meinung über die Kriegsmöglichkeit zu hören. Sie war sehr erregt. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, sie zu beruhigen. Und das ist nur ein Beispiel. Man könnte sie vermehren und etwa von dem Tischler erzählen, der einen bei Bezahlung einer Rechnung in ein langes Gespräch über den drohenden Krieg verwickelt.

Alle diese Menschen entsetzen sich schon bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit. Woher aber kommt diese Furcht? Fragt man die Franzosen selber, so antworten sie natürlich mit dem Hinweis auf die innerpolitischen Vorgänge in Deutschland. Aber diese Antwort ist unbefriedigend. Zugegeben selbst, daß bestimmte Aeußerungen und Ereignisse jenseits ihrer Grenzen die Franzosen beunruhigen könnten, und zwar nicht so sehr wegen ihrer inhaltlichen und ihrer wirklichen Bedeutung, als deshalb, weil es kaum möglich ist, den Franzosen die Lage in Deutschland und die Bewegung, die in Deutschland vor sich geht, verständlich zu machen, so kann doch niemand die Erklärung akzeptieren, daß die Vorgänge in Deutschland die Basis für diese französischen Befürchtungen darstellen. Sie sind nur der Samen, den der Wind auf einen Boden trägt, der aufs intensivste vorbereitet worden ist. Das Gefühl der potentiellen Kriegsgefahr ist den Franzosen auf eine so energische Weise beigebracht worden, daß es stets nur sehr geringer Anlässe bedarf, um sie davon zu überzeugen, daß die potentielle Kriegsgefahr sich in eine akute verwandelt habe.

Wir geben im folgenden einfach eine trockene Aufzählung jener Momente, die schließlich in ihrer Summierung und in ihrer täglichen Wiederholung die Franzosen dahin geführt haben, daß sie den empfänglichsten Boden für jedes Kriegegerücht darstellen.

1. Wenn irgendein größeres Problem der europäischen Politik angeschnitten wird, so heißt es in der französischen Presse: „C'est la guerre". Wird von der Anschlußfrage gehandelt, so heißt es: „C'est la guerre". Spricht man vom Korridor, so heißt es natürlich: „C'est la guerre". Spricht man von den Minderheiten, so bezeichnet man alle diejenigen, die von ihnen sprechen, als Unruhestifter und Friedensstörer. Spricht man von der Abrüstung, so heißt es selbst da, Deutschland würde sich schon mit dem bestehenden Zustand abfinden müssen, wenn es nicht den europäischen Frieden in Gefahr bringen wolle. Spricht man von der Revision der Verträge, so heißt es: „C'est la guerre". Daß in allen diesen Fällen die Kriegsdrohung tatsächlich von Frankreich ausgeht, aber nicht von außen nach Frankreich hineingetragen wird, das machen sich nur sehr wenige klar. Für die große Masse bedeutet dieses „C'est la guerre"

Die Indische Konferenz in London eröffnet

Begrüßungsrede des Königs — MacDonald Vorsitzender

sx. **London**, 12. 11. (Eigenbericht)

In der Königlichen Galerie des Oberhauses versammelten sich heute morgen die 86 Delegierten zur Indien-Konferenz, etwa 150 Gäste der Regierung und 150 Journalisten. In festlichem Kontrast zu den juwelenbesetzten Hofgewändern der indischen Fürsten standen die 13 schwarzen Röcke der britischen Minister.

Der König

führte in seiner Rede aus, daß es ihm eine besondere Genugtuung sei, die Indische Konferenz zu eröffnen.

Vor 10 Jahren habe er in einer Botschaft die Grundgedanken für eine künftige Reorganisation von Indiens Regierung und Verwaltung niedergelegt. Zehn Jahre seien eine kurze Zeit, aber gerade in dieser Zeit seien sowohl in Indien wie auch in den übrigen Teilen des englischen Weltreiches gewaltige Veränderungen vor sich gegangen. Es sei daher notwendig, daß in Ergänzung dieser Botschaft weitere Vorkehrungen getroffen würden, um zur Lösung dieses großen Problems beizutragen.

Mit vollem Verständnis stehe er dem Verlangen nach Selbstverwaltung des Landes gegenüber unter der Voraussetzung, daß die gegenseitigen Verpflichtungen, die innerhalb des britischen Reiches bestehen, gewahrt bleiben.

Nachdem der König seine Rede beendet hatte, schlug der Maharadschah von Patiala vor, dem König den Dank auszusprechen und den Ministerpräsidenten MacDonald zum Vorsitzenden der Versammlung zu wählen. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Darauf ergriff

Ministerpräsident MacDonald

das Wort. Er dankte zunächst für die ihm zuteil gewordene Ehre und insbesondere dem König für seine Botschaft und das Interesse, das er den Arbeiten der Konferenz entgegenbringe. Er betonte, daß er sich der übernommenen Verantwortung sehr wohl bewußt sei. Sie laste schwer auf ihm, aber er wolle alles tun, um ihr Rechnung zu tragen. MacDonald wies dann darauf hin, daß nicht nur die indischen Vertreter, sondern auch die Vertreter aller sonstigen Selbstverwaltungsgebiete des britischen Reiches der Versammlung größtes Interesse entgegenbringe.

Der Zweck der Konferenz sei, Klarheit darüber zu schaffen, was für Indien in seinem gegenwärtigen Stadium getan werden könne. Sie solle von dem Bestreben geleitet sein, Arbeiten für das Wohl beider Nationen zu leisten.

Im Anschluß an die Rede des Ministerpräsidenten sprachen zwei indische Delegierte die Hoffnung auf einen reibungslosen Verlauf der Versammlung aus.

Sie betonten jedoch, daß das indische Volk sich keinem Diktat unterwerfen werde. Die indische Nation sei vielmehr von dem Wunsche beseelt, daß seinen wahren Interessen Rechnung getragen werde.

Gounods „Margarete"

Staatsoper Unter den Linden

Es gab eine Zeit, in der jeder Musiker, der etwas auf sich hielt, Gounods „Margarete" mit Abscheu betrachtete. Wir, die wir heute zwischen dreißig und vierzig sind, haben diese Zeit noch miterlebt und wir fanden die gute „Margarete" damals ebenfalls nicht schön. Inzwischen haben wir auf dem Felde der zeitgenössischen Opernproduktion manche merkwürdigen, und jedenfalls nicht immer guten Erfahrungen gemacht — unsere Maßstäbe sind relativ geworden. So können wir uns heute einige Toleranz leisten, auch gegenüber Gounod; es ist kein Grund mehr vorhanden, sich über seine „Margarete" auszuführlich zu entrüsten.

Er war zweifellos ein sehr begabter Mann und ein anständiger Musiker. Er hatte viel mehr Begabung als Genie, sein Talent war bedeutender als seine Persönlichkeit, und da er ein Meister seiner Kunst war, gelang es ihm, den Mangel an Wesen vor einer Generation erfolgreich zu verdecken, die für Wesentliches überhaupt nicht viel Sinn hatte. Sein Erfolg, der übrigens in Deutschland von zünftiger Seite immer wieder bestritten wurde, beruht auf den Gemütswerten seiner Musik, auf seiner leichten, sentimentalen Melodik, auf seiner Erfindung, die das Besondere, das Bedeutende mühelos zu meiden weiß. Er hat nur Gefälliges, aber er findet für sie eine angenehme, nette Formel, er hat liebenswürdige rhythmische Einfälle, und er ist ein Mann des Theaters. Auf dieser durchaus mittleren Linie vereinigt er alle jene Leute, die in der Oper nur gut unterhalten sein wollen und die nicht bereit sind, sich anzustrengen. Dem Anspruchsvolleren allerdings gehen die Fadessen dieser mäßigen Musik zuweilen auf die Nerven, und wenn er auch die lyrische Grazie mancher Stellen dankend quittiert, so hält er sich doch lieber an das überaus sensible, fein behandelte Orchester, das Gounods Meisterschaft unzweideutig bezeugt.

Seien wir aber gerecht: Das heutige Opernrepertoire braucht erprobte Werke des guten Durchschnitts, um entgiftmachen leben zu können; wollte es seinen Spielplan nur mit Schöpfungen hoher Kunst bestreiten, dann könnte es sofort schließen. Es war darum kein schlechter Gedanke der Staatsoper unter den Linden, Gounods „Margarete" aufzuführen, diskutabel bleibt nur die Art, wie sie es tat. Diese Neuinszenierung, die Franz Ludwig Hörth geschaffen hat, wagt den Versuch, das Werk mit den Künsten moderner Regie wirkungsvoller und lebendiger zu machen. Das ist in Einzelheiten glänzend

gelungen, aber das Ganze hat dadurch keineswegs gewonnen. Besonders übel ist es der Musik ergangen; man hat viel an ihr herumgestrichen und verändert, die nicht unwichtige Partie der Siebel ist zu einem Nichts geworden, und das Bacchanale hat durch die Einfügung des „Marionetten-Trauermarsches" von Gounod und durch Wiederholung des „Rondos vom goldenen Kalb" eine recht fragwürdige Bereicherung erfahren. Einen Grund für die Berechtigung so starker Eingriffe in die Partitur vermag ich nicht zu finden. Das — selbstverständliche — Prinzip der Werktreue wird heute mit besonderem Eifer proklamiert — es gilt auch für Gounods Oper. So schlecht ist sie nicht, daß sie an wesentlichen Stellen radikal geändert werden müßte, wenn man sie aber für so schlecht hielt, dann — hätte man sie eigentlich auch nicht aufführen. Mit dieser Inszenierung hat man ihr keinen guten Dienst erwiesen. Neben dem stilisierten Stubierzimmer Fausts steht ein naturalistisches Kirmesbild; der Höllenfaal ist ein höchst kompliziertes, strukturell jedenfalls nicht überfehbares Gebilde, in dem Rudolf v. Laban einige wohldisziplinierte Tänze veranstaltet; die Dämonie wird dabei durch Finsternis ersetzt. Am Schluß gibt es ein undefiniertbares Bild: ein von einer Art Halskrause umgebenes Stück Himmel, an dem ein paar gotische Kirchtürme erscheinen. Das Problem der Himmelfahrt Fausts und Margaretes wird in dieser symbolistischen Art seiner Lösung nicht nähergeführt.

Anderes wieder ist ausgezeichnet gelungen; so Gretchens Erscheinung im ersten Bild, so die von Hörth prachtvoll gegliederten Volksszenen, so der Chor der Soldaten, die mit fliegenden Fahnen durch das Städtchen marschieren, während die Bühne von links nach rechts rollt: der Höhepunkt der Inszenierung. Sehr glücklich ist die Personenregie Hörths, nur gegenüber Fritz Wolff, dem Darsteller des Faust, hat sie sich nicht durchsetzen können. Einen temperamentloseren Liebhaber sah man nie, dagegen legt er größten Wert darauf, seine hohen Töne möglichst an der Rampe „hinzulegen". Sogar beim Liebesduett hat er sich vorn auf, anstatt Margarete anzusingen; was geht ihn in diesem intimen Augenblick das Publikum an?!

Großes Format hat der Mephistopheles von Ludwig Hofmann; er schleudert gewaltige Töne ins Haus und erreicht darstellerisch fast die Höhe des unvergeßlichen Michael Bohnen. Um so weniger hat er es nötig, sich von seinen Freunden auf der Galerie nach jedem dritten Ton ostentativ bejubeln zu lassen; kein Wunder, daß sich das Publikum diese Störungen verbat. Käte Heidersbach sang die Margarete sehr schön und musikalisch, aber ihre Stimme ist zu zart für diese Partie. Das mächtige, wundervoll disziplinierte Organ Herbert Janssens kam dem Valentin zugute, und Lydia Lindermann war eine ausgezeichnete Marthe. Der Bariton Leonhard Kern hatte die unerfreuliche Aufgabe, das zu singen, was von der ursprünglichen Sopranpartie Siebels übriggeblieben war.

Der Dirigent des Abends, Leo Blech, mag sich nicht immer wohlgefühlt haben, aber er setzte sein nobles Musikertum, seine eminente Partiturbeherrschung, sein dramatisches Temperament in stärkster Weise ein — der Erfolg gehörte zu einem großen Teile ihm. Er wurde am Schluß, zusammen mit Hörth, Laban und den Solisten, viele Male gerufen.

Schrenk

„Geld wie Heu"

Neues Theater am Zoo

Nach einem englischen Lustspiel haben Bruno Anton Eri und die beiden Komponisten Peter Kreuder und Leo Stein nebst den Gesangstextdichtern Stolpe und Reisfeld eine Operette verfaßt, die den Vorzug hat, nicht nur sehr lustig zu sein, sondern auch manches Neuartige zu bringen. Zwar sind sie für die groteske Idee nicht verantwortlich, denn diese stammt von den Engländern Evans und Valentine und wird zu einer höchst verwickelten, bis zum Schluß immer aufs neue überraschenden Handlung erweitert — allein in der Musik wird mit Glück eine Illustration der Vorgänge versucht, die apart und witzig ist. Da es sich um zwei Komponisten handelt, weiß man ja nicht, was der eine und was der andere gemacht hat; beide aber haben doch eine sehr flotte und unterhaltsame Musik zustande gebracht, bei der allerdings reichlich viel parodiert und zitiert ist. Peter Kreuder hob sein Werk an der Spitze eines kleinen, schlagfertigen Orchesters selbst aus der Taufe und sorgte für das nötige straffe Tempo. Auf der Bühne entwickelte sich unter Charlés Regie mit Assistenz von Heinz Lingen als Tanz-Einstudierer ein quecksilbrig sprühendes Spiel, in dem unbeschwerte Narrheit dominierte. Vor allem zog Paul Heidemann in mehreren Ver- und Entkleidungen alle Register seiner unerschöpflichen Komik; allein auch Heinz Förster-Ludwig als baumlanger hochherrschaftlicher Diener und Julius Kuthan in der Rolle des unvermeidlichen Strohmannes waren recht ergötzlich. Allerliebst spielte Irene Ambrus eine glückliche junge Frau mit unglücklichen Einfällen; Else Böttcher wirkte in einer wenig dankbaren Rolle als alte Tante gerade durch die Diskretion ihres Auftretens. Die übrigen gaben sich gleichfalls alle Mühe und durften an dem freigebig gespendeten Beifall